

pieter
webeling
die
stunde des
schmetter
lings

pieter
webeling
die
stunde des
schmetter
lings

roman

aus dem niederländischen von
christiane burkhardt

blessing

Originaltitel: *Het uur van de vlinder*

Originalverlag: Cossee, Amsterdam

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage, 2016

Copyright © 2014 by Pieter Webeling

Copyright © 2016 by Karl Blessing Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: Geviert Grafik & Typografie, München

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-89667-568-2

www.blessing-verlag.de

*The birds they sang
At the break of dawn
Start again
I heard them say
Don't dwell on what
Has passed away
Or what is yet to be*

LEONARD COHEN
(ANTHEM)

Staub im Mund, überall Asche und Sand. Die Erde bebte – und über mir baumelte bedrohlich ein Querbalken, der aus der Verankerung gerissen war. Irgendwo in dem verlassenem Haus krachte es. Ich wusste nicht genau, wie weit es noch bis zur Front war, aber der Kanonendonner war nicht zu überhören – nicht zuletzt wegen der geborstenen Mauern und des Loches im Dach. Langsam richtete ich mich auf. Mir dröhnte der Kopf, wohl auch vom vielen Schnaps. Ich spuckte mehrmals aus, klopfte meine Uniformjacke ab und versuchte mir die Ohren mit der Kragenspitze zu säubern.

Es war schon Mittag. Ich hatte in einem Kinderbett geschlafen, auf der Bettdecke. Das eiserne Gitter am Fußende war verbogen und hing nach unten. Hatte ich es kaputt getreten? Auf dem Dielenboden, unter einer dicken Staub- und Schmutzschicht, lagen Kinderkleider, die Scherben eines zerbrochenen Bechers und ein verbeultes Blechauto, auf das ein Bild gefallen war. Ich griff nach meinem Tornister und stand auf. Um den Raum zu verlassen, brauchte ich gar nicht erst nach der Tür zu suchen.

Das Dorf war wie ausgestorben. Ich wusste nicht, wie dieser Ort in Frankreich hieß, aber sein Name war mehr oder weniger überflüssig geworden: Wohnhäuser, Läden, ein größeres Gebäude, das vielleicht einmal eine Schule gewesen war – alles war bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Die Struktur des Dorfes bestand nur noch im Gedächtnis der Bewohner. Nicht einmal die Alten, deren Erinnerungen an ihr ganzes Leben nun unter den Trümmern lagen, würden sich hier noch zurechtfinden.

Vorsichtig stieg ich über Steinbrocken, Dachziegel, zerborstene Fenster, herausgerissene Balken und zersplittertes Holz hinweg. Mitten in dem Schutt fielen mir ein Kinderwagen, eine gesprungene Toilettenschüssel und ein Esstisch auf, dessen Beine nach oben zeigten. Ein paar Schritte weiter lugte zwischen Steinen das schmutzige himmelblaue Abendkleid einer Dame aus besseren Kreisen hervor. In einem Patrizierhaus klaffte ein enormes Loch, durch das man ein Schlafzimmer mit zeretzter hellgrüner Medaillon-Tapete sehen konnte, ein Doppelbett mit bordeauxroter Tagesdecke und einen Waschtisch mit Schüssel und Krug – ganz so, als wäre es das Puppenhaus eines Riesen.

Weiter vorn scharrte ein Hund. Doch noch eine Spur von Leben! Das Tier hatte ein kurzes weißes Fell mit schwarzen Flecken. Er pinkelte gegen eine niedrige Mauer und sprang fröhlich davon.

Ich kam zu einem Platz, besser gesagt zu einer freien Fläche mit ein paar Bäumen, die nichts als schwarz verkohlte Stümpfe waren. Dort ragten die Außenmauern einer ansonsten zerstörten Kirche hervor. Der Turm war zur Hälfte weggesprengt, die schwere Eichenholztür mit den Eisenbeschlägen hing schief in den Angeln, und das halbrunde Buntglasfenster mit der weißen Lilie – die Blume der Unschuld – hatte einen Sprung. Ich drückte sie auf ...

... und schaute nach oben: Seltsam, dass man den Himmel sehen konnte. Alle Buntglasfenster waren geborsten oder lagen in Scherben auf dem marmornen Kirchenboden. Vor mir war, halb von Trümmern begraben, ein schwarzer gusseiserner Kronleuchter ohne Kerzen, der von Lichtstrahlen, in denen Staubpartikel tanzten, erfasst wurde. Mein Blick fiel auf die Madonna: Nicht einmal sie war unversehrt geblieben. Ihr linker Arm lag in Trümmern zu ihren Füßen, was sie nicht weiter zu stören schien.

Ich wischte Scherben und Schutt von einer der Kirchenbänke und setzte mich. Verzweiflung stieg in mir auf, mehr noch, ich wusste nicht, was ich getan hatte, wer ich überhaupt war. Nichts als Leere und Bitterkeit. Nach einer Weile zog ich die Pistole aus meinem Tornister – eine Luger, die einem gefallenen deutschen Offizier gehört hatte – und wog sie in meiner Hand.

Dann eben hier.

Es war wirklich absurd. Wie viele Möglichkeiten, den Helldentod zu sterben, hatte ich ungenutzt verstreichen lassen? Ich hätte bloß den Kopf über die Brustwehr strecken oder bei Angriffen als Erster aus dem Schützengraben springen müssen. *Die Kugel, die für dich bestimmt ist, wurde längst geschmiedet* – wie oft war mir dieser Gedanke schon gekommen? Und genau diese Kugel trug ich nun selbst bei mir.

Ich lud durch und entsicherte, hielt mir den Lauf unters Kinn: kühler Stahl, der Geruch von Waffenfett. Ein Spatz flatterte an den Pfeifen der herabgestürzten Orgel vorbei und ließ sich auf einer der vorderen Bänke nieder. Ich brauchte nur den Finger zu krümmen, und schon wäre alles vorbei. Das große Nichts – vielleicht hatte wenigstens das noch etwas Schönes oder Poetisches, jetzt, da alles um mich herum seine Form und seinen Glanz verloren hatte. Noch wagte ich es nicht, den Abzug zu drücken. Ich schloss die Augen und versuchte an nichts mehr zu denken.

»Das ist nicht dein Ernst, junger Mann.«

Eine tiefe Männerstimme mit einem starken französischen Akzent. Ich schlug die Augen wieder auf. Vor mir stand ein Priester in einer langen schwarzen Soutane, die linke Hand schwer auf eine Krücke gestützt.

»Glaub mir, der Tod ist kein Ausweg!«

Ich zögerte. *Ich brauche nur den Finger zu krümmen. Jetzt. Jetzt!*

Ich stieß einen Schrei aus, sprang auf, zielte in die Luft und drückte wie von Sinnen ab. Drei Mal, vier Mal, fünf Mal. Nach zweimaligem Klicken warf ich die Waffe weg. Ich schrie und lachte, laut und höhnisch.

Der Priester rührte sich nicht. Er schaute mich bloß an, als hätte ich gerade ein Theaterstück aufgeführt. Stille trat ein. Ich fühlte mich leer und zerschlagen.

»Gut so!«, sagte der Priester und schaute nach oben. »Ich kann nur hoffen, dass du es nicht auf Gott abgesehen hattest.« Seelenruhig ging er zu der Pistole, hob sie auf und betrachtete sie eine Weile. »Was hat dich hierher verschlagen? Hast du dich verirrt? Bist du geflohen, desertiert?«

Ich holte tief Luft. »Ich habe Heimaturlaub, Hochwürden.«

Er kniff die Augen zusammen. »Heimaturlaub. Warum bist du dann nicht in dein Dorf zurückgekehrt?«

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Wie heißt du?«

»Reinhardt. Julius Maria Reinhardt.«

»Hast du schon was gegessen? Vermutlich nicht. Los, komm mit!«

Er drehte sich um, stützte sich auf seine Krücke und schwankte ans andere Ende der Kirche. Das linke Bein zog er bei jedem Schritt nach. Ich folgte ihm mechanisch. An einer Wand hing ein großes Holzkreuz, man sah noch die Löcher von den Nägeln. Davor lag eine Figur, die bronzenen Arme ausgebreitet, begraben unter einem Deckenbalken, der ihn vermutlich im Fallen gestreift und mitgerissen hatte. Der Priester blieb kurz stehen. »Traurig, nicht wahr? Seit zwei Wochen liegt er nun so da. Aber ich belasse es dabei, denn ich werde Jesus ganz bestimmt nicht ein zweites Mal ans Kreuz nageln!«

Hinter der Kirche ragte immer noch stolz das alte Pfarrhaus empor, was man getrost als Wunder bezeichnen konnte. Ein

paar Steinbrocken waren aufs Schieferdach gefallen, mehr nicht. Auch auf dem Friedhof lagen keinerlei Trümmer, er war in einem erstaunlich guten Zustand. An seinem äußersten Rand entdeckte ich ein Dutzend frischer Gräber, auch kleine, alle noch ohne Gedenkstein.

Durch eine Seitentür betraten wir das Pfarrhaus und gingen durch einen schmalen Flur, vorbei an einem randvoll mit Wasser gefüllten Zinkeimer. Ein nasses, um den Henkel geknotetes Seil lag in einer Pfütze auf dem Ziegelboden. Das Küchenfenster bot einen unverstellten Blick auf das verwüstete Dorf. Auf der Anrichte stand ein Petroleumkocher mit einem uralten, verrußten Kessel, darin duftender Kaffee. Der Priester schenkte zwei Becher ein und schob mir ein Brett mit einem Stück Brot hin.

»Willst du sonst noch irgendwas? Es gibt Blutwurst, Zwieback, Aprikosenmarmelade, Pökelfleisch und Corned Beef.« Er öffnete einen Vorratsschrank, vollgestopft mit Lebensmitteln. »Ich habe hier bestimmt noch dreißig, vierzig Konserven mit Soldatenverpflegung stehen. Auch deutsche Ware.«

»Deutsche?«

»Ja, von katholischen Deutschen vermutlich.« Er grinste. »Dieses Dorf ist mindestens zehn Mal von verschiedenen Truppen besetzt worden. Deutsche, Franzosen, Engländer – alle sind sie hier gewesen. Als Geistlicher bin ich unparteiisch. Die Soldaten kommen, um zu beten, und stecken mir alles Mögliche zu. Ein paar Iren haben mir sogar eine Flasche Whiskey dagelassen. Und jetzt befindet sich das Dorf – oder besser gesagt, was noch davon übrig geblieben ist – wieder in euren Händen. Seit einer Woche ist es ruhiger, die Front hat sich etwas weiter nach Süden verlagert, auch wenn sich der Kanonendonner heute früh wieder ganz nah angehört hat. Aber nun iss, mein Junge, iss!«

Ich nahm von dem Brot und der Marmelade.

»Sie sprechen aber gut Deutsch.«

»Ich komme aus Lothringen, mein Vater hat deutsche Wurzeln. Englisch zu sprechen fällt mir deutlich schwerer. Ich hatte auch schon Senegalesen hier. Wenn die kein Französisch können, bin ich aufgeschmissen.«

»Warum leben Sie immer noch hier?«

»Wo soll ich sonst hin? Dies ist mein Zuhause.«

»Sind noch andere im Dorf geblieben?«

»Wie du vielleicht bemerkt hast, sind am Dorfrand ein paar wenige Häuser stehen geblieben. Dorthin sind in den letzten Tagen einige wenige zurückgekehrt. Lucius, der Totengräber, kommt manchmal zum Tee. Er bringt mir frisches Wasser und kümmert sich um den Friedhof. Eigentlich müsste er jeden Moment hier sein. Aber vorläufig bin ich ein Hirte ohne Herde.«

Im Wohnzimmer roch es nach Mottenkugeln. Die Einrichtung war schlicht: verschossene beige Vorhänge und kaputter Stuck an der Decke. An der Wand hingen sieben Glasvitrinen mit aufgespießten Schmetterlingen. In der mittleren befand sich nur ein einziges Exemplar mit rotbraunen Flügeln, die so groß wie Männerhände waren. Ihre Spitzen glichen Schlangenköpfen. Ich konnte mich von dem Anblick kaum losreißen.

»Ein Atlasspinner«, sagte der Priester. »*Attacus atlas*, der größte Schmetterling der Welt. Das Geschenk eines befreundeten Missionars aus Indochina. Aber glaub mir, das Tier hat ein Riesenproblem, das größer ist als all unsere Probleme zusammen: Dieser Schmetterling hat keinen Saugrüssel. Er kann nicht trinken. Deshalb lebt er nur zehn Tage. Ist er nicht majestätisch? Ist er nicht wunderschön? Aber er selbst bekommt von der Schönheit der Natur so wenig mit ... Gott hat es so gewollt.«

In der Zimmermitte stand ein großer Tisch mit einer olivgrünen Tischdecke. Der Priester bedeutete mir, Platz zu nehmen. Mit seinen kräftigen Händen massierte er sich die Schläfen. Er hatte langes rötliches Haar und einen sorgfältig gestutzten

graumelierten Bart. Ich schätzte ihn auf Ende sechzig, ein recht korpulenter Mann mit einem Bäuchlein von dem einen oder anderen Glas Pflaumenschnaps zu viel.

Er zog eine Zigarrenkiste zu sich her und öffnete ehrfürchtig den Deckel. Auf nassem Sand lag ein mottenähnlicher Schmetterling mit braun-weiß-blauvioletten Flügeln. Behutsam nahm er den Körper des Insekts in die Hand. »Das ist ein Großer Schillerfalter, *Apatura iris*. Schau nur, was für ein prächtiges Geschöpf! Und das, obwohl er weniger an Blüten schnuppert als an Aas, Kot und Teer. Für mich ist er das Schönste, was unser lieber Herrgott je erschaffen hat. Schau dir nur den zarten Flaum auf seinen Flügeln an, die Farben, die nicht einmal nach dem Aufspießen verblassen. Noch habe ich die Hoffnung an das Gute im Menschen nicht verloren, aber was mich wirklich tröstet, ist die Schönheit der Schmetterlinge. Darin offenbart sich für mich die eigentliche Herrlichkeit des Reichs Gottes.« Er hob den Blick zum Himmel und machte das Kreuzzeichen. »Vielleicht sind sie ja der Grund dafür, dass unser Herrgott dieses Haus hier bislang von einer Zerstörung biblischen Ausmaßes verschont hat.«

Ich nippte an meinem Kaffee. Er war zwar nicht so stark und bitter wie das schwarze Gebräu in den Schützengräben, aber ich konnte jetzt wirklich welchen vertragen.

»Sie scheinen sich mehr für Schmetterlinge als für Menschen zu interessieren.«

Er lächelte. »Der Mensch, mein Junge, hätte eigentlich die Krönung der Schöpfung sein sollen. Aber wir haben es vermasselt – schon lange vor diesem Krieg. Ein Dichter hat einmal gesagt: *Der Mensch verpuppt sich vom Schmetterling zur Raupe*. Besser kann man es nicht ausdrücken. Erst recht nicht, wenn ich an die Schlangenbrut denke, die meinen silbernen Kandelaber gestohlen hat!«

»Sie begeistern sich für Lyrik?«

»Ich begeistere mich für schöne Sätze und schöne Gedanken. Diesen hier habe ich nie vergessen.«

Eine kurze Pause entstand.

»Ich ... Ich würde Ihnen gern meine Geschichte erzählen«, hörte ich mich sagen.

Der Priester sah mich forschend an. »Gern. Ich habe Zeit. Was können wir schon tun, außer uns Geschichten zu erzählen?«

»Eigentlich handelt es sich eher um eine Art Beichte, Hochwürden.«

»Spielt der Krieg darin auch eine Rolle?«

»Ja.«

»Dann brauchst du meiner Meinung nach nicht zu beichten.«

»Ich habe zwei Freunde verloren. Jugendfreunde. Und ich trage Schuld daran. Ohne mich wären sie heute noch am Leben.«

»Darüber wird allein Gott richten. Bleiben wir vorerst lieber bei deiner Geschichte. Der Beichtstuhl ist beschädigt und außerdem schmutzig. So wie es aussieht, werden wir noch länger hier sitzen. Warte kurz!«

Er bückte sich und wühlte in einer Kommodenschublade. Dann legte er nacheinander eine Pinzette, ein Spannbrett, ein paar Pergamentstreifen und einige dünne Präpariernadeln auf den Tisch. »Das Aufweichen ist beendet. Noch ist es ein schönes, frisches Insekt, und deshalb muss ich es jetzt spannen. Aber ich kann dir dabei gut zuhören. Also, fang ruhig an!«

Ich war überrascht, überrumpelt, was ihm nicht entging.

»Am besten beginnst du ganz vorne, in der Zeit, als noch alles gut war.«

Mit der Pinzette nahm er den Schmetterling aus der Zigarrenkiste und legte ihn auf das Spannbrett. Vorsichtig stach er zwischen den Flügeln eine Nadel in den Körper.

teil 1
unschuld

G rinsend drehte er sein Helles hin und her. Claus war jetzt ein richtiger Mann. Zumindest wenn er das getan hatte, was wir vermuteten. Theodor und Erich sahen mich an. Wir wussten, um wen es ging, um Ulrike Betzinger, die jüngste Tochter des Metzgers. Schön war sie nicht, aber sie hatte einen Busen, bei dessen Anblick sogar ein Mönch in Versuchung gekommen wäre. Und sie schien uns gefügig genug zu sein, um Claus zu folgen. Ich jedenfalls ging davon aus, dass er *es* getan hatte. Immer war er uns einen Schritt voraus. Claus, der Verführer. Claus, der sich von nichts aufhalten ließ. Claus, der junge blonde Gott.

Auf einen Zug leerte er sein Glas und wischte sich mit dem Ärmel den Schaum von den Lippen. Er rülpste leise und sah uns mit funkelnden Augen an.

»Sie hat ihre Bluse aufgeknöpft.«

Theo stand plötzlich der Mund offen. »Von sich aus?«

Claus nickte. »Sie hat nach Schweiß und Lavendelöl gerochen.«

Uns stockte der Atem.

»Ich habe sie auf den Mund geküsst, ihr einen Zungenkuss gegeben«, fuhr Claus mit gedämpfter Stimme fort. »Ich hab ihr unter den Rock gefasst, und sie hat sich nicht gewehrt.« Er beugte sich vor. »Ich mich übrigens auch nicht.«

Theo wurde blass.

»Und dann habt ihr es getan«, bemerkte Erich nüchtern.

Claus lächelte vielsagend. Er stand auf, um zur Toilette zu gehen.

Nach neun wurde es rasch voll im *Schwarzen Huhn*. Hinterm Tresen stand Burkhard Maier, der neue Wirt. Er hatte das Ausflugslokal erst vor einem halben Jahr übernommen, im Dezember 1913, von Maximilian Rahn, dem letzten Spross einer Wirtsfamilie, die mit dem *Schwarzen Huhn* über Generationen hinweg das zweite Wohnzimmer des Dorfes geführt hatte. Rahn war ein Wirt gewesen, wie er im Buche steht, eine echte Stimmungskanone: für jeden ein offenes Ohr, großzügig, aber nicht verschwenderisch und in jeder Hinsicht robust. Er hatte eine Knollennase, die so rot war, dass die Kinder »Hallo, Herr Clown!« riefen und dann ganz schnell wegrannten. Dasselbe hatten wir früher auch gemacht.

Leider war Maximilian Rahn selbst sein bester Kunde gewesen. Er hatte allein gelebt. Eines schönen Wintertags war er sternhagelblau die Kellertreppe hinuntergefallen und hatte sich das Genick gebrochen – inmitten von Wein- und Bierfässern aus Eichenholz und umhüllt von dem Duft von französischem Cognac aus einer kaputten Flasche. Ein ganz besonders edler Tropfen. Auf der Beerdigung hatten seine Stammgäste hinter vorgehaltener Hand geraunt, er sei einen würdigen Tod gestorben. Sie standen ums offene Grab und prosteten ihm ein letztes Mal zu. Erst hatte ich gedacht, sie würden den Sekt über den Sarg schütten, um ihm die letzte Ehre zu erweisen, ihm etwas auf seine Reise ins Jenseits mitzugeben, doch stattdessen tranken sie ihn genüsslich selbst aus.

Und jetzt war da also Burkhard Maier, der neue Wirt, in fast allem das genaue Gegenteil seines Vorgängers: groß, dünn und so steif wie ein Stock. Er tauchte gerade ein Bierglas in die Seifenlauge und warf uns einen finsternen Blick zu. Mit seinem langen Gänsehals wirkte er chronisch misstrauisch, als wollte er ständig alles und jeden im Auge behalten. Vor allem seine Tochter beziehungsweise seine Stieftochter Elfriede.

Auf einmal stand sie bei uns am Tisch. Schweigend stapelte sie unsere Gläser auf ihr Tablett. Wir verstummten auf einen Schlag. Alle vier.

Sie war mir schon vor einiger Zeit aufgefallen, in der Kirche, als sie schräg vor mir gesessen hatte, zwischen ihrem Stiefvater und ihrer Mutter. Ich hatte versucht, mir nach der Messe ein paar schöne Sätze abzurufen, ein paar Verse vielleicht, aber mehr als unzusammenhängende Worte hatte ich nicht zu Papier gebracht: Dass ihre Stupsnase immer die einer Sechsjährigen sein würde und dass selbst der Priester begreifen müsse, dass dieses Geschöpf Gottes eine Sünde wert war.

Elfriede war so schön, dass es beinahe wehtat, sie anzuschauen, ohne sie berühren zu dürfen. Mit der Meinung, dass sie völlig unerreichbar sei, war ich nicht allein. Wenn sie ausnahmsweise einmal einen Jungen anschaute, dann nur zufällig. Meist schaute sie an einem vorbei. Oder sie sah durch einen hindurch, was noch viel schlimmer war. Was so eine Schönheit überhaupt hier zu suchen hatte, warum Elfriede Freienbach ausgerechnet in diese Gegend gezogen war, die hauptsächlich von Ziegelbrennern, Lehmstechern und Ofensetzern bevölkert wurde, war mir ein Rätsel.

Sie verließ unseren Tisch. Ohne ein einziges Wort. Sogar Claus musste schlucken.

Die Liebe war ein Riesenthema für uns, auch wenn wir in der Gruppe eher abfällig darüber sprachen.

Theo, mit seinem dunklen Teint und den kaffeebraunen Mandelaugen, war der Schönste von uns vieren. Bis vor Kurzem hatte er noch eine Freundin gehabt: Katharina, die Tochter des Staatsanwalts. Doch sie hatte ihn nicht rangelassen. Theo hatte wahre Tantalusqualen gelitten, denn Katharina hatte herrliche Schenkel und schöne volle Lippen. Noch bevor es Frühling wurde, hatte er die Beziehung beendet. Er war zu sehr

mit seiner Arbeit als Hilfsfotograf in der Dorfapotheke beschäftigt. Außerdem hatte er das Interesse an ihr verloren: »So einen auf die Wange gehauchten Kuss bekomme ich auch von meiner schönen Kusine!«

Und Erich? Der hatte Lea, ein hübsches, patentes, etwas molliges Mädchen mit dem Herzen auf dem rechten Fleck. Mich erinnerte sie immer an eine Vorschullehrerin. Sie war die Tochter von Josef Presser, dem Alteisen- und Lumpenhändler aus der Rosenstraße, der Anfang des Jahres einen Schlaganfall erlitten hatte und seitdem teilweise gelähmt war. Erich und sie waren noch nicht lange zusammen, erst seit ein paar Monaten. Aber sie waren schon gemeinsam bei der Ziegelei gewesen, in einer der Türnischen, dicht am Feuer des Ringofens. Vor allem bei kaltem Wetter war das ein beliebter Platz bei Trunkenbolden, Landstreichern, Bettlern und Liebespaaren.

Wir, seine Freunde, hätten ihm das nie zugetraut, denn in Gegenwart von Frauen verwandelte sich Erich regelmäßig in ein einziges Fragezeichen. In unserer Runde wurden Mädchen generell argwöhnisch beäugt, da sie ständig etwas zu meckern haben und viel Zeit in Anspruch nehmen. Aber seit Lea in sein Leben getreten war, strahlte Erich übers ganze Gesicht. Er wusste gar nicht mehr wohin vor lauter Glück.

Claus gesellte sich wieder zu uns, ein selbstgefälliges Grinsen im Gesicht. Erich räusperte sich. »Ich muss euch etwas sagen«, hob er heiser an. »Lea und ich wollen uns nächsten Monat verloben. Im Juni werden wir beide siebzehn.«

Diese Neuigkeit traf uns doch unvorbereitet. Wir schauten einander ungläubig an.

»Das ist doch nicht dein Ernst!«, sagte Claus entsetzt. »Sag, dass das nicht dein Ernst ist. Du bist verrückt! Dich einfach mir nichts, dir nichts an die Kette legen zu lassen!«

Erich lächelte verlegen.

Theo hatte sich als Erster wieder von dem Schock erholt und klopfte Erich auf die Schulter. »Na, dann herzlichen Glückwunsch, alter Knabe! Wir werden doch hoffentlich zur Verlobungsfeier eingeladen?« Er sah rasch zu Claus hinüber. »Er darf natürlich nicht kommen, aber wir auf jeden Fall!«

Unser Freund lächelte ungerührt weiter. Ich kannte ihn schon mein ganzes Leben, und so war Erich nun mal: still und geduldig. Ich hatte immer den Eindruck gehabt, dass er auf irgendwas wartete. Worauf genau war mir allerdings ein Rätsel geblieben. Seine Mutter hatte einmal erzählt, dass er schlafwandelte. Er stand dann am Fenster vor dem zugezogenen Vorhang. Sie machte sich Sorgen und legte zur Sicherheit einen nassen Lappen vor die Treppe. Aber vielleicht wartete Erich bloß auf den Tag, an dem er endlich erwachsen sein, endlich seinen eigenen Weg gehen würde, um dem langweiligen, spießigen Dorfleben und dem strengen Elternhaus zu entfliehen. Denn das wünschten wir uns im Grunde alle. Und für ihn schien dieser Moment in greifbare Nähe gerückt zu sein.

Ein Auto fuhr vor. Und zwar nicht irgendein Auto, sondern ein glänzender, oxsenblutroter Opel mit Speichenfelgen. Er gehörte Rudolf Anton Vollmer, der auch Eigentümer der Ziegelei war. Ein Schuft im Dreiteiler, der zu viele Fragen stellte und zu wenig bezahlte, darüber war man sich hier im Dorf einig, auch wenn es keiner laut zu sagen wagte. Aber wir konnten gut mit ihm leben: Vollmer mochte zwar ein Schuft sein, aber wenigstens bewies er guten Geschmack.

»Schau, Erich!«, sagte Theo. »Da steht schon deine Hochzeitskutsche. Ich gehe davon aus, dass du auch mal heiraten wirst.«

Wir hatten *sie* schon öfter gesehen. *Sie* deshalb, weil diese Luxuskarosse eindeutig weiblich war. Wenn wir uns kurz in ihrer Nähe aufhalten durften, streichelten wir zärtlich ihre Blechhaut: In diese Dame waren wir alle vier verliebt.

»Von wegen!«, sagte Claus energisch. »Die gehört uns allen. Ich habe eine viel bessere Idee: Wir entführen sie einfach auf einen Ausflug nach Berlin.«

Und das war sein voller Ernst. Für den Moment jedenfalls.

Schon seit Tagen regnete es ohne Unterbrechung, und das Wasser strömte an den Fenstern hinunter. Im Laden war es dunkel und kühl. Ich schaufelte Pfefferminztee in Spitztüten. Mein Vater stand hinter der Ladentheke und starrte hinaus. Ich sah die tiefen Falten in seinem Gesicht, den missmutigen Blick – ständig hatte er Angst vor dem Tag, an dem seine Kunden fernbleiben würden. Er tunkte seinen Füller ins Tintenfass und notierte etwas im Kassenbuch.

Hermann Schoeller fuhr mit Pferd und Wagen vor. Seine alte Mähre Brunhilde warf den Kopf hin und her, blieb aber brav stehen. Schoeller kletterte vom Kutschbock. Mit einem Jutesack in der Hand lief er ein Stück zurück und schaufelte mit einem Spaten Brunhildes feuchte Pferdeäpfel vom Pflaster. Später würde er seinen Garten damit düngen. Er wohnte außerhalb des Dorfs, in dem kleinen Haus neben der Mühle mit dem halb verfaulten Schaufelrad. Ein Müller war er schon lange nicht mehr. Er züchtete jetzt Bienen.

Mein Vater hielt ihm die Tür offen – die Ladenglocke läutete zwei Mal. Schoeller nahm seine tropfnasse Kappe ab. »Hast du das mit der Witwe Callenbach gehört?«

»Was hat sie denn jetzt schon wieder angestellt?«

»Zu viel Beerenlikör gesoffen, natürlich. Gestern Abend ist sie lallend durch die Straßen gezogen und auf den Friedhof gegangen, um dort auf ein Grab zu pinkeln. Dann ist sie eingeschlafen. Der Priester hat sie dort heute Morgen vorgefunden – von oben bis unten mit Schlamm bespritzt. Er musste sie mit Gewalt wachrütteln, haha!«

Mein Vater lachte pflichtschuldig mit. »Der Witwe ist wirklich alles zuzutrauen.«

»Ich kann sie gut leiden. Langweilig wird es mit der jedenfalls nie.«

»Stimmt genau. Leben und leben lassen.«

Schoeller zahlte Kaffee, Zimtstangen und Mehl, hob grüßend die Hand, kletterte auf seinen Kutschbock und rumpelte die Straße hinunter.

Kurz darauf erschien Gertrud Appelhans in der Türöffnung. Sie hatte etwas Vornehmes, fast schon Erhabenes an sich. Jahrelang hatte sie dem Baron den Haushalt geführt, und das sollte auch jeder wissen. Ihre Lippen waren dünn, vertrocknet und runzlig. Nie sah man sie lachen.

»Anderthalb Pfund Weizenmehl, Herr Reinhardt. Heute reden bestimmt alle über die Witwe. Es ist doch wirklich unerhört!«

Mein Vater schaufelte Mehl aus der Kiste und füllte den braunen Sack. »Unerhört, jawohl, Frau Appelhans«, antwortete er ungerührt. »So was können wir hier im Dorf nicht gebrauchen.«

»Warum musste sie sich auch ausgerechnet das Grab von Emil Betzingers Vater aussuchen? Was hat ihr der Mann bloß getan? Emil ist richtig wütend. Ich war gerade bei ihm. Er will die Witwe in seiner Metzgerei nicht mehr sehen.«

»Tatsächlich?« Mein Vater verstand die Welt nicht mehr und legte den Mehlsack in die Waagschale. »Sie darf dort nicht mehr einkaufen? Gar nichts mehr?«

»Nicht mal eine Scheibe Pferdewurst.« Frau Appelhans stieß ein verächtliches Schnauben aus. »Es ist aber auch unerhört! Darf sie sich denn bei Ihnen noch blicken lassen? Ich nehme doch stark an, nein.«

Mein Vater lachte verlegen.

Frieda Fienholdt kam herein, die Gattin des Notariatsgehilfen. Sie war eine nervöse und umständliche Frau, die alles zweimal sagte.

»Meine Güte, wie das regnet!«

Mein Vater nickte. »Extrem, Frau Fienholdt. Ganz extrem.«

»Was für ein Regen! Bitte Ofenschwärze und Anisbonbons, Hermann. Ich hole sie mir selbst. Neben dem Waschmittel, nicht wahr? Keine Sorge, ich hol sie mir schon. Geht's dir gut, Julius?«

»Selbstverständlich, Frau Fienholdt.«

»Hast du schon gehört, Hermann? Das mit der Witwe? Meine Güte!«

Mein Vater nickte langsam.

»Ihr Hund ist gestorben, hast du das gewusst? Heidi hatte ein Geschwür im Bauch. Jetzt ist die arme Frau einsamer denn je. Das kannst du den Damen hier im Dorf gern erzählen, Hermann. Sag es ihnen, dann urteilen sie vielleicht nicht ganz so vorschnell. Große Hoffnungen mache ich mir diesbezüglich allerdings nicht.«

»Was für eine traurige Geschichte, Frau Fienholdt«, sagte mein Vater leise. »Aber wie Sie wissen, habe ich die Witwe schon lange ins Herz geschlossen.«

Ich legte die Teeschaufel beiseite und schüttelte nur den Kopf, auch wenn ich mich längst nicht mehr über den Opportunismus meines Vaters wunderte, der seinen Kunden stets nach dem Mund redete. Es war kurz vor sechs. Ich band mir die Schürze ab und lief die Treppe hoch. Im Flur des oberen Stockwerks warf ich einen Blick auf das Porträt meines Großvaters – ein Mann, der mich so bohrend ansah, dass ich ihn sechzehn Jahre nach seinem Tod immer noch nicht ignorieren konnte. Seit jeher hatte ich Angst vor ihm, weil er mich auf Schritt und Tritt zu verfolgen schien.

Im Wohnzimmer war es dunkel. Neben der Kommode stand ein Topf, um das Wasser aufzufangen, das von der Decke tropfte. Das Dach war schon seit Wochen leck. Meine Mutter lächelte.

»Willst du Tee, mein Junge? Ich habe gerade welchen aufgebriht.«

»Gern.«

Sie schenkte mir ein.

»Alle reden über die Witwe, nicht wahr?«

»Natürlich. Hat sie sich wirklich aufs Grab der Betzingers gehockt?«

»Anscheinend ja. Trotzdem, für mich ist sie ein guter Mensch, sie geht jeden Sonntag in die Kirche. Gott wird sie für ihren unerschütterlichen Glauben reichlich entlohnen.« Sie machte das Kreuzzeichen und ging in die Küche.

Unerschütterlicher Glaube. An dem hielt auch sie fest, obwohl unser Herrgott ihr einige Prüfungen auferlegt hatte. Sie hatte vier Kinder verloren, durch Fehlgeburten im vierten, fünften, sechsten und siebten Monat. Das dritte Baby, ein fast schon ausgewachsener Junge, hatte in der hölzernen Kotkiste hinterm Haus gelegen. Das mit Kacke und Pisse beschmierte Kind hatte noch kurz gelebt, wie meine Mutter einmal erzählt hatte. Sie sprach nur flüsternd davon, so distanziert, als wäre das Ganze einer Wildfremden passiert.

Bei meinem Vater war der Kummer eines Tages in Wut umgeschlagen. Wieso musste ein so rechtschaffener, hart arbeitender Mann wie er so viele unbarmherzige Schicksalsschläge erleiden? Er selbst hatte seinen Vater kaum gekannt. Warum durfte er jetzt nicht Vater werden? Womit hatte er das verdient? Der Priester hatte bei einem Hausbesuch das Beispiel des Hiob bemüht, der noch viel mehr verloren hätte als seine Söhne und Töchter, nämlich sämtliche Knechte, Schafe, Kühe, Kamele und

Eselinnen. Aber mein Vater konnte diese Geschichten nicht mehr hören. Er nahm seine Bibel und drückte sie dem Priester in die Hand. »Dieses Buch dürfen Sie gerne behalten«, hatte er gesagt. Meiner Mutter schauderte, wenn sie nur an diesen Moment zurückdachte.

Der Geistliche hatte ihn streng angesehen. »Sie setzen Ihr Seelenheil aufs Spiel!«

»Ihr Gott kann mich nicht schwerer strafen, als er es bereits getan hat.«

Nicht, dass mein Vater nie mehr in die Kirche gegangen wäre: Sonntag für Sonntag saß er brav in seiner Bank. Er sang sogar die Psalmen mit, aber nicht für sich, sondern für die anderen. Bei dem Gedanken, er könnte neben seinen Kindern auch noch seine Kunden verlieren, schüttelte es ihn.

Für die vierte Fehlgeburt machte der Priester den Zorn Gottes verantwortlich. Denn der Herr wie übrigens auch er selbst sahen sehr wohl, was mein Vater da tat. »Das hätte wirklich nicht sein müssen!«, sagte der Priester mitleidslos. Meine Mutter bekam es mit der Angst und war untröstlich. Nach dem Sonntagsgottesdienst nahm sie der Priester beiseite und gab ihr stillschweigend die Bibel zurück. Sillschweigend nahm sie diese entgegen, um das Wort Gottes zu Hause ganz zuunterst in ihrem Nähkästchen aufzubewahren.

Und dann war ich zur Welt gekommen.

»Dieses Kind ist ein Gottesgeschenk«, sagte meine Mutter. »Es heißt Julius Maria.« Der Priester hatte genickt. Sie hatte die Prüfung bestanden: Nur wegen ihres unerschütterlichen Glaubens habe ihr der Schöpfer einen Sohn geschenkt, so behauptete er. Nach mir war meine Mutter nie wieder schwanger geworden, auch wenn sie insgeheim auf mehr Kinder gehofft hatte. Dennoch war sie für ihre Mutterschaft dankbar – bis zum heutigen Tag.

Ich hörte, wie mein Vater hinaufkam. Schweigend trat er in die Küche, um sich die Hände zu waschen.

Ich sah einen verbitterten Mann. Nicht im Laden. Dort niemals. Doch wenn er nach Geschäftsschluss die Treppe hinaufschlurfte, bekam die gewinnende Fassade des Kaufmanns von Stufe zu Stufe mehr Risse. Oben angekommen, hatte er sich in einen Potentaten verwandelt, der auf nichts und niemanden Rücksicht nahm und seine Frau herzlos auslachte, wenn sie sich aus Versehen so tief in den Daumen geschnitten hatte, dass Blut aus der Wunde trat, wie erst vor wenigen Tagen. *Vergällt* traf es vielleicht noch besser, aber ich wusste nicht, was schlimmer war.

Zum Abendessen setzten wir uns gemeinsam an den großen Holztisch. Meine Mutter trug einen Topf mit Huhn in Weinsauce auf, und ihr Blick huschte zu meinem Vater hinüber. »Ich werde vorab beten, Hermann.« Das sagte sie jeden Abend. Dann kniff sie die Augen zu wie Kinder, die Verstecken spielen. Je weniger sie sah, desto stärker spürte sie die Gegenwart des Herrn und dass ihr Name in seine Hand geschrieben war.

Sie murmelte ein Dankgebet. Ein Regentropfen fiel in den Topf.

Das Haus war still und leer geblieben. Manchmal konnte mein Vater das einfach nicht länger ertragen. Dann betrank er sich, was zwangsläufig im Streit endete. Einmal schlug er meine Mutter sogar, die weinend in den Laden hinunterfloh. Ob er ihr irgendwelche Vorhaltungen gemacht hat, von wegen sie taue nicht zur Fortpflanzung, weiß ich nicht. Auf jeden Fall reichte meine Existenz allein nicht aus, alles zum Guten zu wenden.

»Amen.« Meine Mutter schlug die Augen auf. Schweigend begannen wir zu essen, das Besteck klapperte laut und schrill.

Nach dem Tumult um die betrunkene Witwe auf dem Friedhof dauerte es keine Woche, bis erneut Aufruhr im Dorf herrschte. Diesmal war es ein Streik, der in der Ziegelei ausbrach. Bestimmt zwanzig Arbeiter schmetterten Parolen gegen Unrecht und Ausbeutung, wie Theo und Erich erfahren hatten. Ganz außer Atem und hochrot im Gesicht standen die beiden vor der Ladentür, um mich abzuholen. Theos Vater war erster Brenner auf dem Ringofen, und Erichs Vater verdingte sich als Lehmstecher. Für mich kam der Aufstand in der Ziegelei nicht sehr überraschend, er hatte sich bereits seit Monaten angekündigt.

In unserer Kindheit war die Ziegelei die Attraktion schlechthin gewesen. Ich erinnere mich noch gut an die Zeit, als sie gebaut wurde. Wir spielten Krieg in den zukünftigen Brennkammern und Trockenschuppen, mit selbst gebastelten Gewehren aus Holz und Läufen aus Resten von Kupferrohren, die wir auf dem Gelände fanden. Damals veränderte sich das Dorf. Am Fluss entstand ein Anlegeplatz für Frachtkähne, die die gebrannten Ziegel ins Hinterland transportieren sollten. Die wichtigsten Straßen zu den umliegenden Dörfern und Städten wurden asphaltiert und verbreitert. Mit der feierlichen Einweihung der Ziegelei im Jahr 1905 bereitete sich das grüne Hügelland Sachsens auf das neue Jahrhundert und den Anbruch der Moderne vor.

Gewiss, der Wohlstand wuchs. Ein Apotheker, ein Metzger und ein Großhändler für Garne, Bänder, Stoffe und Damenmoden siedelten sich hier an. Das Gerücht, ein neuer Lebensmittelhandel würde bald aufmachen, raubte meinem Vater

wochenlang den Schlaf. Doch er bekam keine Konkurrenz. Am nördlichen Dorfrand wurden einfache Landhäuser und Bauernhöfe abgerissen, um schlichten Mehrfamilienhäusern Platz zu machen.

Wir sahen die Arbeiter bereits von Weitem. Und wir hörten sie auch – ein chaotischer Männerchor, der die Internationale sang, heiser und falsch, aber dafür voller Inbrunst. Es war schon beeindruckend, wie sie da zusammenstanden in ihren von Lehm und Kohle beschmutzten Hemden, einige hatten sogar die Hand aufs Herz gelegt.

*Wacht auf, Verdammte dieser Erde,
die stets man noch zum Hungern zwingt!
Das Recht wie Glut im Kraterherde
nun mit Macht zum Durchbruch dringt.*

Wir gingen zu Linus, dem Lehmträger, der den Text des Kampflieds langsam mitmurmelte. Er war träge und schwer von Begriff, aber so stark wie ein Ochsespann.

»Was ist passiert, Linus?«, fragte Erich.

»Ne ganze Bardie is vorbrannnd.« Er spuckte braunen Matsch aus, Kautabak.

»Ich hab dä Brenngammer gesähn«, sagte ein magerer Kohlenträger, ein Mann um die dreißig, der noch bei seiner Mutter wohnte. Wolf hieß der. Ich wusste nicht mal, ob es sein Voroder Nachname war, denn er wurde von allen nur so genannt. »Dort isses so heeß, dass dir de Schuhe andn Füßen verbränn'. Sämliche Ziechel sin an der Wand fesdgebagg un müssn jetzt mit Hammr und Meißl entfernd werdn. Der eene hat Brandblasn am Rücken. Der andere is dodkrank, weil er zu viel galdes Wassr gedrungn hat. Das sollde man wirgliche nuch dun bei soner Wahnsinnshiddse.«

»Und der Brennr is endlassn wordn«, schickte Linus hinterher.

»Wer?«, fragte Theo.

Der Lehmträger sah ihn erstaunt an. »Ja, weessde das denn nich? Ich dachte, du häddst längsd davon gehört.«

Theo wurde blass. »Mein Vater? Wieso?«

»Ä Lehrling hadd zu viele Kohlen off de Ziechel geworfn, und da sindse zu heeß gewordn. Dein Vater hat geschlafn.«

»Aber da kann doch mein Vater nichts dafür?«

»Nee. Abbor er is heide nich bezahld wordn. In seinr Lohn-diede steggn bloß vergohlde Zeidungstreifn. Als er sich beschwert hadd, hiesses, er brauch garnich ersd wiedrgomm.« Er spuckte erneut aus.

»Und damid simma nich einverstandn«, sagte Wolf. »Des-derwechn schdeen morr hier.«

Der Gesang war längst wieder verstummt. Die Männer hatten Durst bekommen von so viel Empörung. Zwei Ziegler wuchteten ein Bierfass vom Karren und rollten es zum Eingang der Werkskantine. Wir folgten den Männern hinein. Ich sah die Entschlossenheit auf ihren grimmigen, verwitterten Gesichtern. Wir stellten uns an den Holztisch. Gesprungene Krüge wurden herumgereicht, mehr als randvoll mit Bier. Ich trank mit.

»Wir lassen uns nicht unterkriegen«, sagte Erichs Vater Heinrich Braun verbissen.

Gejohle. Wildes Auf-den-Tisch-Trommeln.

»Lasst uns auf unseren Kumpel Baumann trinken! Den lassen wir nicht fallen. Weg mit den Kapitalisten!«

An der Wand hing ein vergilbtes Porträt vom Baron: Leopold von Creuznach, Firmenpatron und Gründer der Ziegelei. War er ebenfalls Kapitalist gewesen? Musste er auch bekämpft werden? Ich hatte ihn noch flüchtig gekannt. Solche Arbeitgeber gab es inzwischen kaum mehr. Uns Kindern hatte er immer Karamellbonbons geschenkt. Er konnte gut mit Menschen, egal

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE

Pieter Webeling**Die Stunde des Schmetterlings**

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 304 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

ISBN: 978-3-89667-568-2

Blessing

Erscheinungstermin: September 2016

Freundschaft und Verrat im Schatten des Ersten Weltkrieges.

Im Juli 1915 steht Julius Reinhardt in den Trümmern einer Kirche und setzt sich die Pistole an die Kehle. Ein alter Mann tritt von hinten an ihn heran und sagt, dass der Tod nie eine Lösung sei. Es ist der Pfarrer, einer der wenigen Überlebenden des fast vollständig zerstörten Dorfes. Er führt Julius ins Pfarrhaus und zeigt ihm seine Schmetterlingssammlung. Diese Tiere, die ihre Schönheit in einem sehr kurzen Leben und vergeblichen Überlebenskampf verschwenden, und nicht die Menschen, die Kriege anzetteln, sind für ihn die Krone der Schöpfung.

Julius fasst Vertrauen und erzählt dem Pfarrer von seiner Seelennot. Sein Kamerad, sein bester Freund, ist ausgerechnet in einer Feuerpause, als Franzosen und Deutsche Fußball spielten statt aufeinander zu schießen, mit einem Bajonett im Rücken tot aufgefunden worden. Julius fühlt sich dafür verantwortlich. Nach und nach gibt er sich seinen Erinnerungen hin: an vier unzertrennliche Freunde, die arglos in einem Dorf aufwuchsen, an eine große Liebe und an eine Enttäuschung, die übermächtig war ...

[Der Titel im Katalog](#)